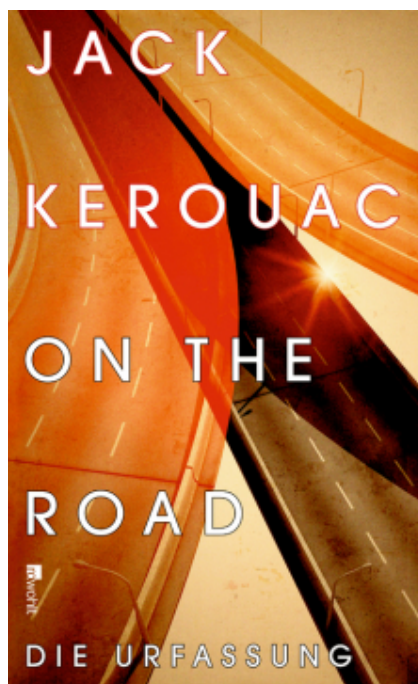


Leseprobe aus:

Jack Kerouac

On the Road



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Zum ersten Mal traf ich Neal, kurz nachdem mein Vater gestorben war ... Ich hatte gerade eine schwere Krankheit hinter mir, von der ich gar nicht groß reden will, bloß dass sie mit dem Tod meines Vaters zu tun hatte und mit dem scheußlichen Gefühl, dass alles tot war. Mit Neals Auftauchen begann so richtig der Teil meines Lebens, den man mein Leben auf der Straße nennen kann. Vorher hatte ich immer davon geträumt, nach Westen zu gehen, das Land zu sehen, hatte immer vage Pläne gemacht, war dann aber nie wirklich losgekommen und so. Neal ist der ideale Mann für die Straße, weil er sogar auf der Straße geboren wurde, als seine Eltern auf dem Weg nach Los Angeles 1926 mit ihrer Rostlaube durch Salt Lake City kamen. Hal Chase war der Erste, der von Neal erzählte und mir Briefe zeigte, die Neal ihm aus einem Erziehungsheim in Colorado geschrieben hatte. Ich fand die Briefe ungeheuer interessant, weil Neal Hal so naiv und treuherzig darum bat, ihm alles über Nietzsche und die tollen intellektuellen Sachen beizubringen, für die Hal zu Recht so berühmt war. Einmal unterhielten Allen Ginsberg und ich uns über diese Briefe und fragten uns, ob wir den seltsamen Neal Cassidy wohl je kennenlernen würden. Das ist alles ewig her, als Neal noch nicht so wie heute war, sondern ein junger, geheimnisumwobener Knacki. Dann erfuhren wir, dass er aus dem Erziehungsheim entlassen worden war und zum ersten Mal nach New York kommen würde; außerdem hieß es, er habe gerade eine 16-jährige namens Louanne geheiratet. Eines Tages hing ich auf dem Campus der Columbia University herum, und Hal und

Ed White erzählten, Neal sei gerade angekommen und wohne in der Kaltwasserbude eines Typen namens Bob Malkin in East Harlem, also Spanish Harlem. Neal war am Vorabend angekommen, zum ersten Mal in NY mit seiner schönen kleinen Sahneschnitte Louanne; sie waren an der 50th St. aus dem Greyhound ausgestiegen, um die Häuser gezogen, um irgendwo was zu essen, und direkt bei Hector's gelandet, und seitdem war Hector's Cafeteria für Neal immer ein großes Symbol für NY. Sie gaben ihr Geld für Windbeutel und herrliche Kuchen mit dickem Zuckerguss aus. Neal erzählte Louanne die ganze Zeit Sachen wie, «also, Schatz, jetzt sind wir hier in Ny, und ich hab dir zwar noch nicht alles erzählt, was mir durch den Kopf gegangen ist, als wir durch Missouri gekommen sind und besonders an der Besserungsanstalt von Booneville vorbei, die mich an mein Gefängnisproblem erinnert hat, aber wir müssen diese ganzen ollen Kamellen, die unsere persönlichen Liebesdinge angehen, jetzt unbedingt zurückstellen und sofort überlegen, wie wir Arbeit und Leben unter einen Hut kriegen ...» und so weiter, eben so, wie das anfangs seine Art war. Ich ging mit den Jungs zu seiner Bude, und Neal war in Shorts, als er aufmachte. Louanne sprang schnell aus dem Bett; anscheinend waren sie gerade am Ficken gewesen. Das machte er immer so. Der andere, dem die Wohnung gehörte, dieser Bob Malkin, war auch da, aber Neal musste ihn in die Küche abkommandiert haben, wahrscheinlich zum Kaffeekochen, während er seine Liebesprobleme in Angriff nahm ... für ihn war Sex das einzig Heilige und Wichtige im Leben, obwohl er sich krumm und lahm schuftete, um über die Runden zu kommen und so. Mein erster Eindruck von Neal war der eines jungen Gene Autry – gepflegt, schmale Hüften, blaue Augen und ein echter Oklahoma-Dialekt. Er hatte auch gerade auf einer Ranch gearbeitet, bei Ed Uhl in Sterling, Colo-

rado, bevor er L. geheiratet hatte und nach Osten gekommen war. Louanne war ein hübsches, süßes kleines Ding, aber dumm wie Brot und zu fürchterlichen Sachen imstande, wie sich später zeigen sollte. Ich erwähne das erste Treffen mit Neal nur wegen seiner Aktionen. Wir tranken an dem Abend alle Bier, ich war am Ende ziemlich zugebrezelt und brabbelte irgendwas, schlief dann auf dem zweiten Sofa, und als wir am nächsten Morgen stumm herumsaßen und im grauen Licht des trüben Tages die Kippen aus den Aschenbechern aufrichteten, sprang Neal nervös auf, lief nachdenklich durchs Zimmer und entschied schließlich, Louanne müsse jetzt Frühstück machen und den Boden fegen. Dann ging ich. Das war anfangs alles, was ich von Neal wusste. In der Woche danach vertraute er Hal Chase aber an, dass er unbedingt das Schreiben von ihm lernen müsse; Hal sagte, ich sei Schriftsteller, und er solle sich doch an mich wenden. Neal hatte inzwischen Arbeit auf einem Parkplatz gefunden und mit Louanne in ihrer Wohnung in Hoboken, weiß der Geier, warum sie da hingezogen waren, Zoff bekommen, und sie war so verrückt und tief drinnen so nachtragend, dass sie ihn bei der Polizei anzeigte, irgendeine erstunkene und erlogene hysterische Beschuldigung, aber jedenfalls musste Neal aus Hoboken raus. Also hatte er keine Wohnung mehr. Er kam direkt nach Ozone Park, wo meine Mutter und ich wohnten, und als ich eines Abends an meinem Buch arbeitete oder malte oder wie man das nun nennen will, klopfte es an der Tür, und Neal stand vor mir, verbeugte sich, scharrte im dunklen Korridor verlegen mit den Füßen und sagte, «hal-lo, kennst du mich noch? Neal Cassady. Ich möchte dich bitten, mir zu zeigen, wie man schreibt». — «Und wo ist Louanne?», fragte ich, und Neal sagte, die habe anscheinend ein paar Dollar zusammengehurt, irgendwas in der Art, und sei nach Denver zurück ... «die Nutte!» Wir gingen also ein paar

Bier trinken, denn bei meiner Mutter, die im Wohnzimmer saß und ihre Zeitung las, konnten wir ja nicht frei reden. Sie hielt Neal schon auf den ersten Blick für plemplem. Sie hätte sich nie träumen lassen, dass auch sie mal mit ihm durch die verrückte amerikanische Nacht fahren würde. In der Bar meinte ich zu Neal, «Herrgott, ich weiß doch genau, dass du nicht bloß zu mir gekommen bist, weil du Schriftsteller werden willst, und außerdem, was weiß denn ich schon davon, außer dass man mit der Energie eines Bennie-Süchtigen bei der Stange bleiben muss», und er sagte, «ja, klar, ich weiß genau, was du meinst, und genau das hab ich mich auch schon gefragt, aber was ich wirklich will, ist die Erkenntnis dieser Faktoren, sollte man sich auf Schopenhauers Dichotomie einlassen und jede innerlich erkannte ...» und so weiter und so fort, Dinge, von denen ich nicht die leiseste Ahnung hatte und er genauso wenig, aber worauf ich raus will, ist, damals wusste er wirklich nicht, wovon er redete, soll heißen, er war ein junger Knacki, der sich in die wundervolle fixe Idee verrannt hatte, ein echter Intellektueller zu werden, und er verfiel gern in den Tonfall und benutzte die Worte, aber ganz verschwurbelt, so wie er «echte Intellektuelle» hatte reden hören, obwohl er wohlgerne in anderen Bereichen längst nicht so naiv war, und er brauchte dann auch nur ein paar Monate mit Leon Levinsky, bis er die ganzen Begriffe und Phrasen und den Stil der Intellektualität intus hatte. Ich mochte ihn trotzdem wegen seiner Verrücktheit, und wir versackten in der Linden-Bar bei mir hinterm Haus, und ich hatte nichts dagegen, dass er erst mal bei mir wohnte, bis er Arbeit gefunden hatte, und außerdem vereinbarten wir, irgendwann in den Westen zu fahren. Das war im Winter 1947. Kurz nachdem ich Neal kennengelernt hatte, fing ich an, mein riesiges *Town and City* zu schreiben oder zu malen, und hatte ungefähr vier Kapitel geschafft, da lehnte er sich eines

Abends, wo er bei uns gegessen und schon einen neuen Parkplatzjob in New York hatte, den beim Hotel NYorker in der 34th Street, bei mir über die Schulter, während ich volle Kanne drauflostippte, und sagte, «komm schon, Mann, die Mädchen warten nicht, mach zu», und ich sagte, «nur noch fünf Minuten, wenn ich mit dem Kapitel fertig bin, komm ich sofort mit», und das war eins der besten Kapitel im ganzen Buch. Dann zog ich mich um, und wir düsten nach NY, um Mädchen aufzugabeln. Ihr wisst bestimmt, von Ozone Park ist man nach New York rein eine Stunde lang mit Hoch- und U-Bahn unterwegs, und als wir da oben über den Dächern von Brooklyn langjuckelten, lehnten wir aneinander, fuchtelten mit den Armen, grölten und schwatzten aufgeregt, und Neal steckte mich langsam an. Das Leben erregte ihn nun mal wahnsinnig, und auch wenn er ein Schwindler war, schwindelte er doch nur, weil er unbedingt leben und mit Menschen zusammenkommen wollte, die ihn ansonsten wie Luft behandelt hätten. Er wickelte mich in gewisser Weise ein, und ich wusste das, und er wusste, dass ich es wusste (das ist immer die Grundlage unserer Beziehung gewesen), aber das war mir egal, und wir kamen prima miteinander klar. Nach und nach lernte ich genauso viel von ihm wie er wahrscheinlich von mir. Was meine Arbeit anging, sagte er, «weiter so, du machst das alles großartig». Wir fuhren nach New York rein, und was genau ablief, weiß ich nicht mehr, irgendwas mit zwei Mädchen — aber da waren keine Mädchen, sie hatten ihn treffen sollen oder so, und sie waren nicht da. Wir gingen zu seinem Parkplatz, wo er noch ein paar Sachen erledigen musste — sich hinten im Verschlag umziehen und sich vor dem gesprungenen Spiegel darin ein bisschen auf Vordermann bringen und so, und dann zischten wir los. Und an dem Abend lernte Neal Leon Levinsky kennen. Etwas Tolles geschah, als Neal Leon Levinsky kennenlernte ... ich meine

natürlich Allen Ginsberg. Die beiden Starkstromgeister lagen ruckzuck auf der gleichen Wellenlänge. Zwei scharfe Augenpaare durchbohrten einander ... der heilige Schwindler und der große, leiderfüllte, lyrische Schwindler namens Allen Ginsberg. Von dem Tag an bekam ich Neal nur noch sehr selten zu Gesicht, und das tat mir ein bisschen leid ... Ihre Energien prallten frontal aufeinander. Damit verglichen war ich eine Transuse; mit ihnen konnte ich nicht mithalten. Das ganze verrückte Chaos all dessen, was dann kam, fing damals an und verwirbelte alle meine Freunde und letzten Angehörigen in einer großen Staubwolke über der amerikanischen Nacht — sie redeten von Burroughs, Hunkey, Vicki ... Burroughs in Texas, Hunkey auf Riker's Island, Vicki, die damals mit Norman Schnall abhing ... und Neal erzählte Allen von Leuten im Westen wie Jim Holmes, dem buckligen Poolhai, Kartenspieler und komischen Heiligen ... er erzählte ihm von Bill Tomson, Al Hinkle, seinen Kindheits- und Straßenkumpeln ... sie hetzten zusammen die Straße runter und zogen sich alles auf ihre frühe Weise rein, die später so viel trauriger und scharfsichtiger wurde ... aber damals kobolzten sie wie die Kielkropfe die Straße runter, und ich schlurfte hinterher, wie ich das mein Leben lang bei Menschen gemacht habe, die mich interessieren, denn die einzigen Menschen, die mich interessieren, sind die Verrückten, die verrückt leben, verrückt reden und alles auf einmal wollen, die nie gähnen oder Phrasen dreschen, sondern wie römische Lichter die ganze Nacht lang brennen, brennen, brennen. Allen war schwul und probierte sich damals aus bis zum Gehtnichtmehr, und Neal, der ehemalige Jugendstriker aus Denvers Nächten, sah das, und da er von ganzem Herzen lernen wollte, Gedichte wie die von Allen zu schreiben, überfiel er ihn sofort mit dieser großen, liebenden Seele, wie sie nur ein Schwindler haben kann. Ich war im selben

Zimmer, ich hörte sie in der Dunkelheit, wunderte mich und sagte mir, «hmm, da hat was angefangen, aber ich will nichts damit zu tun haben». Und dann, rund zwei Wochen lang, in denen sie ihre Beziehung bis zum Wahnsinn zementierten, sah ich sie nicht. Schließlich kam die große Zeit des Reisens, der Frühling, und jeder aus der verstreuten Schar bereitete sich auf den einen oder anderen Trip vor. Ich arbeitete fleißig an meinem Roman, und als mein Manuskript nach einer Fahrt mit meiner Mutter zu meiner Schwester in den Süden halb fertig war, bereitete ich mich darauf vor, zum ersten Mal in den Westen zu reisen. Neal war schon vorausgefahren. Allen und ich hatten ihn am Greyhound-Bahnhof in der 34th Street verabschiedet. Oben kann man sich da für einen Vierteldollar fotografieren lassen. Allen nahm die Brille ab und sah finster drein. Neal posierte im Profil und sah schüchtern in die Gegend. Ich ließ eine normale Aufnahme machen, auf der ich, wie Lucien meinte, wie ein 30-jähriger Italiener aussah, der jeden umbringen würde, der ein Wort gegen seine Mutter sagte. Dieses Foto trennten Al und Neal mit einem Rasiermesser säuberlich in der Mitte durch, und jeder steckte eine Hälfte in die Brieftasche. Ich habe die Hälften später gesehen. Neal trug für die große Rückreise nach Denver einen richtigen Geschäftsanzug, wie er im Westen üblich ist; sein erster Ausflug nach New York war bereits Vergangenheit für ihn. Ich sage Ausflug, dabei hatte er sich nur auf Parkplätzen ein Bein ausgerissen, der phantastischste Einparkler der Welt; er kann einen Wagen mit gut sechzig km/h im Rückwärtsgang in eine schmale Lücke steuern und ihn haarscharf vor der Backsteinmauer zum Stehen bringen, rauspringen, sich zwischen den engstehenden Kotflügeln hindurchschlängeln, ins nächste Auto springen, es mit achtzig Sachen auf engstem Raum wenden, schalten, mit ein paar Zentimetern Platz auf beiden Seiten in eine winzige Park-

lücke zurücksetzen und im selben Augenblick schwungvoll zum Stehen kommen, in dem er die Handbremse hochreißt; schnurstracks sprintet er zur Parkscheinbude, gibt den Schein weiter, springt in den Wagen eines Neuankömmlings, der noch kaum ausgestiegen ist, schiebt sich buchstäblich unter ihn, während der andere aussteigt, fährt mit offener Tür los und braust zum nächsten freien Parkplatz. Und so arbeitet er pausenlos, acht Stunden die Nacht, im Berufsverkehr am Abend und im Stoßverkehr nach den Theatervorstellungen, in speckigen Alkihosen, ausgefranster Pelzjacke und ausgelatschten Schuhen, die vorn schon aufklappen. Jetzt hatte er sich für die Heimfahrt einen neuen Anzug gekauft; blau mit Nadelstreifen, Weste und allem Drum und Dran, mit Uhr und Uhrkette, und außerdem eine Reiseschreibmaschine, auf der er in irgendeinem Wohnheim in Denver zu schreiben anfangen wollte, sobald er dort Arbeit gefunden hatte. Wir trafen uns zu einem Abschiedsessen aus Würstchen mit Bohnen in einem Riker's an der 7th Avenue, und dann stieg Neal in den Bus, auf dem Chicago stand, und brauste in die Nacht davon. Ich nahm mir fest vor, ihm zu folgen, sobald der Frühling das Land in seiner ganzen Pracht erblühen ließ. Da fuhr er hin, unser Cowboy. Und genau da begannen meine ganzen Straßenerfahrungen, und die späteren Ereignisse waren zu phantastisch, als dass ich sie für mich behalten könnte. Ich habe Neal nur erst so vorläufig erwähnt, weil ich damals bloß dies bisschen von ihm wusste. Über seine Beziehung zu Allen weiß ich nicht Bescheid, und wie sich später zeigte, bekam Neal die Sache schnell satt, besonders das mit dem Schwulsein, und fiel in seine eigenen Gewohnheiten zurück, aber das spielt keine Rolle. Als ich im Juli 1947 gut die Hälfte meines Romans geschafft und von meiner alten Veteranenrente rund fünfzig Dollar gespart hatte, schickte ich mich an, zur Westküste zu fahren. Mein

Freund Henri Cru hatte mir aus San Francisco einen Brief geschrieben und gesagt, ich solle rüberkommen und mich mit ihm zusammen zu einer Reise um die Welt einschiffen. Er schwor, er könne mir Arbeit im Maschinenraum eines Dampfers verschaffen. Ich schrieb zurück, jeder Seelenverkäufer sei mir recht, wenn ich nur ein paar lange Pazifikreisen unternehmen und mit genug Geld zurückkommen könne, um im Haus meiner Mutter über die Runden zu kommen und mein Buch abzuschließen. Er sagte, er habe eine Bude in Marin City, und ich hätte alle Zeit der Welt, dort zu schreiben, während wir uns auf die mühselige Suche nach einem Schiff machten. Er lebe mit einem Mädchen namens Diane zusammen, die eine fabelhafte Köchin sei, und alles sei geritzt. Henri war ein alter Freund von der Prep School, ein in Paris und Frankreich aufgewachsener Franzose, und richtig verrückt — wie verrückt, ahnte ich damals noch gar nicht. Und ich sollte in zehn Tagen bei ihm sein. Ich schrieb ihm, bestätigte das ... und ahnte nicht, was mir unterwegs alles passieren würde. Meine Mutter billigte meine Fahrt in den Westen voll und ganz, sie sagte, das werde mir guttun, ich hätte den ganzen Winter über so schwer gearbeitet und sei zu wenig aus dem Haus gekommen; sie hatte nicht mal große Einwände, als ich meinte, ich müsse teilweise trampen, was ihr normalerweise Angst machte, aber jetzt werde mir das guttun. Ihr war nur wichtig, dass ich heil zurückkam. Also ließ ich mein dickes, halbfertiges Manuskript auf dem Schreibtisch liegen, machte eines Morgens zum letzten Mal mein gemütliches Bett, packte das Allernötigste in einen Reisesack, schrieb meiner Mutter, die zur Arbeit gegangen war, einen Zettel und machte mich wie ein wahrhaftiger Ishmael mit fünfzig Dollar in der Tasche zum Pazifik auf. Und im Handumdrehen saß ich in der Patsche. Wenn ich heute daran zurückdenke, kann ich kaum fassen, wie ich so

saublöd sein konnte. In Ozone Park hatte ich mich monatelang in Karten der USA vertieft, Bücher über die Pioniere gelesen, mir Namen wie Platte und Cimarron auf der Zunge zergehen lassen und so weiter, und auf der Landkarte zog sich eine lange rote Linie namens Route 6 ganz deutlich von der Spitze von Cape Cod bis nach Ely, Nevada, und bog dann nach unten Richtung Los Angeles ab. «Ich bleib einfach bis Ely auf der 6», sagte ich mir und machte mich getrost auf den Weg. Um zur 6 zu kommen, musste ich zum Bear Mountain, New York, hoch. Während ich mir ausmalte, was ich in Chicago, in Denver und schließlich dann in San Fran alles machen würde, fuhr ich mit der U-Bahn entlang der 7th Avenue bis zur Endstation an der 242nd Street, ganz in der Nähe der Horace Mann Prep School, wo ich Henri Cru kennengelernt hatte, den ich jetzt besuchen wollte, und von dort mit der Straßenbahn nach Yonkers; im Zentrum von Yonkers stieg ich in eine andere Straßenbahn um, mit der ich bis an den Stadtrand am Ostufer des Hudson River fuhr. Stellt euch vor, ihr werft an dessen geheimnisvoller Quelle oben bei Saratoga eine Rose in den Hudson River, und dann denkt an all die Orte, an denen sie auf ihrer endlosen Reise aufs Meer hinaus vorbeischwimmt ... stellt euch das prächtige Hudson Valley vor. Da trampete ich also hinauf. Fünf verschiedene Fahrer brachten mich zur ersehnten Bear Mountain Bridge, wo die Route 6 aus Neuengland dazukam. Ich hatte Visionen von ihr gehabt, mir aber nicht träumen lassen, dass sie so aussehen würde. Erstens mal regnete es in Strömen, als ich dort abgesetzt wurde. Es war bergig. Die 6 kam aus der Wildnis, wand sich um einen Kreisel (also nach Überquerung der Brücke) und verschwand wieder in der Wildnis. Nicht nur gab es keinen Verkehr, es schüttete auch wie aus Kübeln, und ich konnte mich nirgends unterstellen. Ich suchte Schutz unter ein paar Kiefern, aber das half nicht

viel; ich fing an zu heulen und zu fluchen und schlug mir an den Schädel, weil ich so ein Vollidiot gewesen war. Ich steckte sechzig Kilometer nördlich von New York, die ganze Fahrt hier hoch hatte ich mich geärgert, weil ich mich an diesem meinem großen Eröffnungstag nur nach Norden bewegte und nicht in den gewünschten, den heißersehten Westen. Jetzt saß ich in der nördlichsten aller Sackgassen fest. Ich lief einen halben Kilometer zu einer pittoresken verlassenen Tankstelle im englischen Stil und stellte mich unter den tropfenden Dachvorsprung. Von hoch über meinem Kopf schickte der große haarige Bear Mountain Donnerschläge herab, die mich das Fürchten lehrten. Ich sah nichts als dunstverhangene Bäume und eine düstere Wildnis, die bis zum Himmel reichte. «Was zum Teufel hab ich hier oben zu suchen?», fluchte ich und schrie nach Chicago ..., «die hauen jetzt alle auf die Pauke, die unternehmen was, und ich komm da nicht hin, wann komm ich da endlich hin?» und so weiter ... Endlich hielt ein Wagen an der verlassenen Tankstelle, der Mann und die beiden Frauen darin beugten sich über eine Karte. Ich ging zu ihnen und gestikuliert im Regen; sie überlegten; ich sah natürlich wie ein Verrückter aus mit meinen tiefenden Haaren und den quatschnassen Schuhen ... meine Schuhe, ich Blödmann hatte mexikanische Huaraches an, die, wie später jemand in Wyoming meinte, garantiert keimen würden, wenn man sie in die Erde steckte – pflanzenartige Siebe, die für Amerikas Regennacht und die ganze nasskalte Straßennacht einfach nicht geschaffen waren. Aber sie ließen mich einsteigen und fuhren mich nach Newburgh *zurück*, was für mich das kleinere Übel war im Vergleich dazu, die ganze Nacht in der Wildnis am Bear Mountain festzusitzen. «Außerdem», sagte der Mann, «gibt es keinen Durchgangsverkehr auf der 6 ... wenn Sie nach Chicago wollen, nehmen Sie lieber den Holland-Tunnel in

NY und stellen sich dann Richtung Pittsburgh auf», und damit hatte er natürlich recht. Mein Traum war einfach Murks, diese dämliche, am Kamin geborene Schnapsidee, wie toll es doch wäre, einer einzigen dicken roten Linie quer durch Amerika zu folgen, statt mich an verschiedene Straßen und Wege zu halten. Das war meine tragische Route 6 – und es sollten noch mehr kommen. In Newburgh hörte es auf zu regnen, ich ging zum Fluss runter, und dann musste ich mir auf der Rückfahrt nach NY den Bus auch noch mit einer Abordnung von Lehrern teilen, die ein Wochenende in den Bergen verbracht hatten – plapperplapper, blabla, ich verfluchte mich, weil ich so viel Zeit und Geld zum Fenster rausgeworfen hatte, und sagte mir, «ich wollte nach Westen, und stattdessen bin ich den ganzen Tag und die ganze Nacht rauf und runter, nach Norden und Süden gefahren wie einer, der einfach nicht in die Gänge kommt». Und ich schwor mir, morgen würde ich Chicago erreichen, und damit das auch klappte, nahm ich den Bus dorthin und gab dafür den größten Teil meines Geldes aus, was mir aber scheißegal war, solange ich nur am Tag darauf in diesem blöden Chicago ankam. Um 2 Uhr morgens fuhr der Bus vom Busbahnhof an der 34th Street ab, sechzehn Stunden, nachdem ich auf meinem Weg zur Route 6 mehr oder weniger daran vorbeigekommen war. Belämmert ließ sich mein Schwachmatenarsch nach Westen karren. Aber wenigstens war ich endlich unterwegs. Die Fahrt nach Chicago muss ich nicht groß beschreiben, das war eine normale Busfahrt mit schreienden Babys, manchmal heißer Sonne und Landeiern, die in Pennsylvania von Stadt zu Stadt zustiegen, bis wir endlich die Ebene von Ohio erreichten und richtig vorankamen, oben an Ashtabula vorbei und die ganze Nacht lang quer durch Indiana nach Chicago. Dort kam ich ziemlich früh am Morgen an, bekam ein Zimmer im Y, ging ins Bett und hatte wegen meiner

Hirnverbranntheit nur noch ein paar Dollar in der Tasche. Nachdem ich den ganzen Tag durchgeschlafen hatte, zog ich mir Chicago rein. Den Wind vom Lake Michigan, die Bohnen, den Bop im Loop, lange Streifzüge durch South Halsted und North Clark und nach Mitternacht dann einen langen Spaziergang in den Asphaltschungel, wo mir ein Streifenwagen folgte, dem ich verdächtig vorkam. Damals, 1947, verbreitete sich der Bop in Amerika wie wahnsinnig, hatte sich aber noch nicht zu dem entwickelt, was er heute ist. Die Burschen im Loop bliesen ihn zwar, aber auf eine müde Weise, weil Bop noch irgendwo zwischen Charlie Parkers «Ornithology»-Phase und einer anderen Phase feststeckte, die eigentlich erst mit Miles Davis richtig losging. Und während ich dasaß und dieser Musik der Nacht lauschte, deren Inbegriff sie inzwischen für uns alle geworden war, dachte ich an meine Freunde vom einen Ende des Landes zum anderen und wie sie sich eigentlich alle in demselben riesigen Hinterhof tummelten und so hektisch hienieden herumhetzten. Und am nächsten Nachmittag machte ich mich zum ersten Mal im Leben nach Westen auf. Es war ein warmer und schöner Tag fürs Trampen. Um den aberwitzigen Komplikationen von Chicagos Verkehr zu entkommen, fuhr ich mit dem Bus nach Joliet, Illinois, kam dort am Knast vorbei, stellte mich direkt hinter der Stadtgrenze auf, nachdem ich die belaubten Schlaglochpisten entlanggegangen war, und hielt den Daumen in meine Richtung. Die ganze Strecke von New York nach Joliet war ich in Wahrheit per Bus gefahren, und ich hatte noch rund 20 Dollar übrig. Als Erstes wurde ich von einem Dynamitlaster mit roter Fahne mitgenommen, ungefähr fünfzig Kilometer ins große grüne Illinois hinein; der Trucker zeigte mir die Stelle, wo die Route 6, auf der wir waren, die Route 66 kreuzte, bevor sich beide über unglaubliche Entfernungen hinweg nach Westen spannten. Nach